

Migrantenlyrik

Beitrag von „Meike.“ vom 11. Mai 2006 17:56

Nochwas:

Zitat

Dragica Ragic

Ausländer Kind

nur Kind

zehn Jahre

dunkel

ein Kind

nur mager, verspielt

Zimmerwand

Bruce Lee, Rambo

Schreibpult

nicht zu Hause benutzte Worte

Schulbuch tortur

Die Mutter schweigt

viel Vater

immer nur Fabrik

alles für ihn

draussen zu spielen

verleidet

kalt ist es in diesem Land

Schwester ausgezogen

jezt liegt

ganzer Familie Zukunft

auf ihm

er denkt:

“wenn ich gross bin

gehe ich nach America”

Alles anzeigen

und nochwas (Obacht: Scanfehler drin!!):

Zitat

Puzzle von Franco Supino

Als Antonio in die Schweiz kam, war er hungrig und ausgehungert. "Ça suffit", sagte der Bauer. Ça suffit, Antonio nickte, versuchte zu lächeln und nahm sich noch ein Stück von dem grossen, geschnittenen Brot. Er schmierte Butter und Konfitüre drauf. Dinge, die er bis vor kurzem nicht gekannt hatte, ass er nun und versuchte sich vorzustellen, wie das Brot zuhause schmeckte, in Monteforte. Trocken Brot mit alter, lederiger Mortadella, wenn's gut ging, sonst nur Brot. "Ça suffit, maintenant", sagte der Bauer. Jetzt grinste Antonio über's ganze Gesicht. Wenigstens gibt's hier genug und gut zu essen. Wenn es sonst hier auch nichts besonderes gibt. Ça suffit. Er nimmt sich noch ein Stück Brot und Butter und Konfitüre. Einen Monat später waren sie vor dem Friedensrichter. Vorher hatte der Bauer gesagt: "C'est trop, maintenant." So musste Antonio vor den Richter. Er fresse zu viel und arbeite zu wenig. Er soll keinen Lohn bekommen. Die Gerichte sind gerecht, hierzulande. Er bekommt seinen Lohn, aber die Arbeit hat er nicht mehr. So landete Antonio auf der Strasse. Der Lohn, den er vom Gericht zugesprochen bekam, reichte nicht weit, jedenfalls nicht für ein Billet heim nach Monteforte. Dorthin wollte Antonio ohnehin nicht, in Monteforte, das wusste er, gab es nichts zu tun, und nach zwei Monaten wieder bei seiner Mutter an die Tür klopfen, ohne Geld, ohne nichts, "nein, wirklich nicht." Er kaufte sich ein Eisenbahnbillet nach Lausanne, dort, wusste er, war einer aus seinem Dorf. Er hatte bei seiner Abreise aus Monteforte eine Adresse mitbekommen, "wenn du nicht mehr weiter weisst." Mit der wenn-du-nicht-mehr-weiter-weisst-Adresse in der Hand stieg Antonio in Lausanne in ein Taxi. Der Chauffeur schaute ihn an, dann den Fetzen Papier: "C'est loin." Antonio hockte gerne in dem Taxi und fuhr durch die Stadt. Beim Zahlen hätte ihm fast das Geld nicht gereicht. Nun stand er immerhin vor einer Hausnummer, die gleich war wie die auf seiner Adresse. "Du wohnst weit weg vom Bahnhof", sagte Antonio an diesem Abend einmal zu seinem Landsmann Carminuccio, den er in dem Haus gefunden hatte, "ich habe mein restliches Geld zum Taxifahren gebraucht." "So ein Bandit", sagte Carminuccio. Vom Fenster über eine Strasse und eine Häuserreihe hinweg sah man auf den Bahnhof. Carminuccio sagte: "Du kannst hier bleiben. Morgen nimm ich dich mit auf die Baustelle, da kannst du arbeiten. Sie brauchen Leute, die Bewilligung werden sie dir schon beschaffen." So kam ich in die Schweiz. Oder: Als ich in die Schweiz kam, 1956. Das sind Anfänge, wenn mein Vater zu erzählen beginnt. Aber er erzählt selten diese Geschichte, lieber kommt er mit solchen von Madame Duvanel: Als er und Carminuccio an einem Samstagabend ein Gericht machen wollten. Gericht ist übertrieben, eigentlich sind es bloss Kartoffeln, Pommes genannt. Sie hatten sie probiert und gefunden, solche Kartoffeln wollten sie auch einmal machen. Madame Duvanel, die Hausmeisterin hatte ihnen die Kartoffeln zugeschnitten und gesagt, dass sie bloss noch Öl kaufen müssten, es erhitzen und die Kartoffeln hineintun. In den Regalen der Migros gab es verschiedene Öle. Eines kostete 2.60 Fr., 2.70 Fr., hier eines für 2.40 Fr. "Schau,

das kostet nur einen Franken, das nehmen wir“, sagte Carminuccio zu Antonio. “Madame Duvanel“, Carminuccio rief die Hausmeisterin, “das Öl wird nicht heiss und die Kartoffeln braten nicht.“ “Lasst mich sehen, was ihr angerichtet habt.“ Madame Duvanel schaute in die Küche, in die Pfanne mit dem Öl: “Was riecht denn hier so merkwürdig? Das ist, das ist ja ... Essig.“ Mein Vater isst heute noch gerne Pommes Frites, Brot, Butter und Konfitüre. Auch ich esse diese Dinge. Aber bei mir ist es anders. Ich esse auch Spaghetti mit Löffel und Gabel. Ich esse all diese Dinge seit ich klein bin. Manchmal fühle nicht ich mich hier fremd, sondern andere auferlegen mir, ich hätte mich hier fremd zu fühlen. Ich habe mich an meinen Zustand gewöhnt. Wie einer sich an eine Behinderung gewöhnen kann, zum Beispiel an einen fehlenden Mittelfinger. Manchmal merke ich, dass ich nicht ganz normal bin, nicht ganz wie ein Einheimischer. Meine Mutter hat angst. “Wenn du heiratest, heirate keine Schweizerin. Ich möchte mit meiner Schwiegertochter reden können. Die Schweizerinnen denken anders als wir.“ In der Fabrik arbeitet sie zehn Stunden am Tag, zuhause macht sie dann noch den Haushalt. “Wenn wir miteinander reden, kommt der junge Padrone und sagt, wir sollen nicht so viel schwatzen und mehr arbeiten. Wenn er eine von uns entlasse, warteten draussen zwei, um diese Arbeit zu übernehmen.“ Als die Grenchner Uhrenindustrie blühte, holte sie meine Mutter in die Schweiz. Schlecht wird sie nicht behandelt, während ihrer zehn Stunden Arbeit pro Tag in der Elektrowerkzeugvormontage, solange sie fleissig und fügsam ist. Schliesslich wird sie bezahlt. Auch mein Vater wird bezahlt. Mein Vater sagt, die Schweizer seien ein verrücktes Volk. 10 % seien Herren, und weitere 70 % hielten zu den Herren, weil sie sich als solche fühlten. Knechte gibt es nur wenige. In der Fabrik meiner Mutter gibt es auch Herren: Es gibt zwei Padroni, den alten und den strengen jungen, den Chef, die Mechaniker und die Einrichter, sie alle sind besser als meine Mutter. Ich bin nicht sehr fremd hier. Ich habe bloss einen anderen Pass, anderes Temperament und anderes Aussehen. Die wirklich Fremden in einem Land sind die, welche die Sprache nicht können. Es hat sich schon jemand gefragt, wie meine Eltern es fertigbrächten, 25 Jahre in einem Land zu sein und die Sprache dieses Landes nicht zu sprechen. Sie sind unter sich und reden Neapolitanisch. Auch ich rede Neapolitanisch. Das ist die Sprache, die mir meine Eltern beigebracht haben und die ich mit ihnen rede. Eigentlich ist sie wertlos, ich kann sie sonst nirgends sprechen, Italienisch musste ich anderswo lernen. Neapolitanisch ist die Sprache meiner Eltern, und wenn ich mit ihnen ihre Sprache spreche, gehöre ich zu ihnen. Meine Eltern sprechen nicht Deutsch und werden auch nie Deutsch schreiben. Ich bin ihr Sohn und habe für sie geschrieben.